

Deutsche Literaturgeschichte

Von

Alfred Biese

Erster Band

Von den Anfängen bis Herder

Mit Proben aus Handschriften und Drucken und mit 36 Bildnissen

Achte Auflage

Einunddreißigstes bis fünfunddreißigstes Tausend



C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1916

8. Das Volksepos.

Während das höfische Epos unter den Rittern und ritterlichen Dienstmannen sich zu hoher Blüte und zu eigenem Stil entfaltete und die höfische Lyrik immer kunstvollere Strophengebilde schuf, verstummte doch nicht die alte Heldensage mit ihrer schlichteren, aber fest ausgebildeten Technik. Die Spielleute pflegten nach wie vor den alten Sang von dem rheinfränkischen Märchenhelden Siegfried, von dem burgundischen Gundahari und seinem Untergang durch Atli, den Hunnenkönig, von dem Ostgoten Theuderik (Theoderich) und seinem Dienstmann Ermanerik; nach wie vor verwoben sie, wie die Sage es ihnen zuraunte, Mythos und Geschichte, Wahrheit und Dichtung und verschoben Zeit und Raum, wie es dem Grundgedanken des Ganzen am meisten zu entsprechen schien. So fuhren sie fort zu singen von der Erlösung der verzauberten Bergjungfrau: wie der Wölsunge Siegfried die Walküre Brunhild befreit; von der Gewinnung der Braut durch Dienstmannstreue: wie der fränkische Königssohn Siegfried für Gunther die ferne Braut bezwingt, um selber des Königs Schwester als Minnepreis zu erringen, und von flammender Eifersucht, die nur Sühne in der Ermordung des Ungetreuen findet, und von der furchtbaren Rache Kriemhilds. Denn beim Blick auf das Ganze erscheint diese als der Mittelpunkt der großen Nibelungen Sage. Die Liebe zu Siegfried und die Sühne für den Erschlagenen machen Kriemhild zur Trägerin der Handlung auch in jener gewaltigen Volksdichtung, zu der den Stoff die Spielleute boten, die aber ein unbekannter großer Meister etwa um 1190 zu einem Kunstwerk von einheitlichem Plane und gewaltiger Wirkung

schuf, zu dem unvergleichlichen deutschen Nationalepos, dem Nibelungenlied. In den Bereich seiner ritterlichen und christlichen Zeit zwar hob jener unbekannte Meister den Stoff, an dem Jahrhunderte gebildet und ihre Spuren zurückgelassen hatten, aber mögen Ritterturniere geschildert werden, mögen auch die Kirchenglocken von dem erhabenen Münster läuten, während wir kurz vorher noch von Alben und Drachen und von der Tarnkappe hören, mag auch der Held in mythischer Urzeit wurzeln, an die ein Vergessenstrank ihm die Erinnerung geraubt hat, mögen alte und neue Epen, fränkische und oberdeutsche Sagenmotive zusammengeschweißt sein: ein Geist belebt doch die ganze Dichtung, mit dem einen Grundmotiv von Kriemhildens Liebe und Leid. Die Heldensage hat eine würdige Auferstehung in einem Dichtergenius gefeiert, der ihre wunderbar bannende Kraft zu begreifen und zu meistern verstand.

Wir kennen seinen Namen nicht. Er mag ein Österreicher gewesen sein. Gewißheit haben wir nicht. Wer weiß auch, ob er die Strophenform (die Kürenbergerweise) in den Spielmannsepen von Siegfried schon vorfand oder ob er das Ganze in diese Form umgoß? Ja, wer will selbst den Namen des Liedes mit voller Sicherheit deuten? Der Name scheint mythischen Ursprunges zu sein — Nibelungen sind Nebelkinder, Söhne der Finsternis —, aber er enthält vielleicht auch eine historische Anknüpfung.

Eine ahnungsvolle Natursymbolik liegt der allgemein menschlichen Anschauung zugrunde, daß heilvoll und segensreich ist, was vom hellen Himmel stammt und aus Licht geboren ward, was aber aus der Tiefe hervorsteigt oder in unerfättlicher Gier hervorgeholt wird, den Keim des Verderbens in sich trägt. Auch die lebenden Wesen, die im Dunkel wohnen und das Licht scheuen, sind gefährliche Mächte.

So hegen die Erdgeister und Kobolde und Zwerge der altgermanischen Sage nur Böses in ihrem Sinne; wie ihr dem Licht entzogenes Auge nebelhaft, trübe ist, so ist auch ihr Tun finster. Auch die Schätze, die in ihren Höhlen die Unterirdischen hüten und bergen, sind für den Menschen mit Fluch belegt; das gleißende Gold betört, verblendet, stürzt in Schuld und Verhängnis.

Söhne des Nebels, Geister der dunklen Erde sind die Nibelungen: ihr Herz gehört dem Schatz, den sie neidisch hüten. Aber das Gold ist ewig der Vater des Streites. So sät es auch Zwist zwischen die beiden Söhne König Nibelungs, von denen der eine des Vaters Namen trägt, der andere Schilbung, der Scheelsüchtige, Mißgünstige, heißt. Die beiden Brüder können sich über das Erbe nicht einigen. Siegfried soll es ihnen teilen. Aber blind und töricht machen Geiz und Eigennuß, Zorn und Tücke, die in den Seelen der Alben wohnen: sie zahlen den Preis, das Schwert Balmung (d. h. Sohn der Höhle), schon vor Schlichtung des Streites dem Siegfried, und dieser erschlägt die vor Ungeduld Ergrimmtten. Auch bezwingt er den Knecht der Königsöhne, den Alberich, der den Hort bewacht, nimmt ihm die unsichtbar machende Nebel- oder Tarnkappe und beläßt ihn als Schirmer des Schazes. Aber auf diesem ruht ein Fluch, der auch an Siegfried und an den Rhein-königen sich erfüllen soll.

Das Nibelungenlied ist eine Tragödie; gewaltige Schicksale, aus Leidenschaften entsprungen, schreiten als dunkles Verhängnis durch die Dichtung und werfen Menschengröße, Schuldige und Unschuldige nieder. Ja, wie selbst Liebe mit Leid lohnen, mit unauslöschlicher Nachsicht Tod und Verderben stiften kann und wie hehrste Mannes- und Weibestugend, die Treue, in ihren äußersten Folgerungen, bis zu Unbändigkeit und Wahnsinn gesteigert, Unheil sät und Unheil erntet: das enthüllt mit erschütternder Gewalt das Lied, das in markigen Zügen entworfen und von einer Herbigkeit gesättigt ist, die das Milde nur spärlich gedeihen läßt.

Ahnungsreich hebt es sogleich an, die Afforde anschlagent, die in der gewaltigen Symphonie das Grundthema bilden sollen:

Uns ist in alten maeren wunders vil geseit
 von helden lobebaeren von grôzer arebeit.
 von frôuden hôchgezîten, von weinen und von klagen,
 von küener recken strîten muget ir nu wunder hoeren sagen.

In der alten Königsburg zu Worms wuchs unter der Hut der Mutter Ute Kriemhilde zur blühenden Jungfrau heran, inmitten

ihrer kraftvollen Brüder Gunther, Gernot und Giselher. Einstmals träumte ihr, sie zöge mit vielem Fleiße einen kühnen Falken auf, aber zwei Aare stürzten sich auf ihn herab und zerfleischten ihn zu ihrem größten Leide vor ihren Augen. Mit bangender Seele erzählt sie den Traum der Mutter, die ihn also deutet: „Der Falke ist ein edler Mann, ihn wolle Gott behüten, daß du ihn nicht frühe verlierest.“ Doch das schüchterne Kind will nichts von Minne, nichts vom Leide, das der Minne entspränge, wissen und ihre Jugendschönheit wahren bis an den Tod. „Weise nicht die Liebe von dir, mein Kind,“ entgegnet die Mutter; „herzliche Freude kann im Leben nur die Liebe zu einem Manne geben.“

Dies düstere Traumbild wirft seinen Schatten über das Glück, das sich ankündigt; wir ahnen, daß der Falke jener Recke sein wird, von dem mit raschem Wechsel die zweite „Aventiure“ berichtet. In den Niederlanden, in Xanten, ist Siegfried, König Siegmunds und Siegelindens Sohn, zu wunderbarer Kraft, zum herrlichsten der Helden herangewachsen; der Tag jugendlicher Ehre mit der Pracht und dem Prunk der Schwertleite ist für ihn angebrochen. Sein Sinn richtet sich in die Weite, der Falke will fliegen, sich über die enge Welt der Heimat emporheben; der junge Ritter will um die Minne der schönsten Frau werben, von der die Kunde zu ihm gedrungen ist; alle Warnung des Vaters verhallt, wie vom Wind verweht. Auch die Tränen Siegelindens erweichen den entschlossenen Willen des Jünglings nicht; mit stolzem Geleite zieht er nach dem Burgundenland, während den Zurückbleibenden, die mit den Blicken die Schar verfolgen, das Herz sagt, daß die Reise Not und Gefahr bringen wird. Wie Homer, wenn er den Patroklos zu eigenem Verhängnis sich die Waffen des Achill erbitten läßt, hinzufügt: „Gewaltig betört war er, denn er erbat sich das Verderben“, so schließt auch hier der Dichter: „Sie durstet billig klagen; gar mancher Freund sank in den Tod.“ Doch von eitel Ruhm und Glück melden die nächsten Aventiuren.

Mit Bangen sieht Gunther die stolze Heldenschar heranreiten gegen Worms. Hagen von Tronje, der Weitgereiste, Vielerfahrene,

berichtet Wunderbares von dem Helden, der nur Siegfried sein könne, der den König Nibelung samt seinen Burgen bezwungen und dessen unermesslichen Schatz erbeutet habe, — derselbe Siegfried, der dem Zwerg Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe ent-rissen und den Drachen erschlagen habe, durch dessen Blut seine Haut unverwundbar geworden sei wie Horn. Anfangs will es bei der ersten Begegnung der Könige scheinen, als solle um Reich und Krone gestritten werden; doch des klugen Gernot Rede wendet den Ernst in Kampfespiel und Kurzweil.

So herb das Lied in seinem Grundton ist, so zart schildert es uns die nun erwachende Minne Kriemhildens. Die schönen Frauen von Worms bewundern die stolze Männlichkeit des niederländischen Königssohnes; auch in Kriemhildens Kemenate drang sein Lob, und verstohlen schaut sie aus dem Fenster, alles andere über dem Anblick vergessend. „O, wüßt' er, daß ihn sah, die er im Herzen trug,“ fügt der Dichter hinzu: „kein süßeres Glück könnte in der Welt ihm werden, als sie auch zu schauen, durch die ihm bald viel Liebes, doch auch viel Leides geschah.“ Aber erst nach Jahresfrist, nachdem er die Sachsen- und Dänenkönige, die das Burgundenreich bedrohten, in hartem Kampfe, in freiwilligem Dienste Gunthers, bezwungen, darf er Kriemhilde sehen.

Nichts Lieblicheres gibt es in der rauhen Reckendichtung als jene Szene, da dem Boten der Siegestaten mit schüchternem Sinn voll Güte sich die schöne Kriemhilde naht: „Nun sag mir liebe Märe! Ich gebe dir mein Gold, wenn ohne Falsch du meldest, und bin dir auch in Zukunft hold.“ Der Name dessen, den sie heimlich im Herzen trägt, geht nicht über ihre Lippen; nach ihrem Bruder Gernot und seinen andern Freunden forscht sie: „Mir ist doch keiner tot?“ fragt sie bangend, um sogleich alle Furcht zu be-zwingen und in sicherer Hoffnung hinzuzufügen: „Und wer tat drüben das Beste?“ Wie klopft in freudigem Stolze ihr Herz, da der Bote rühmt, auf der blutigen Aue seien viele unter den Schlägen der burgundischen Helden hingefunken, doch ihr Tun sei nur eitel Wind gewesen, wenn man es messe mit Siegfrieds Mut

und Kraft und Heldentum. „Darob ward ihr lichtiges Antlitz von Freude rosenrot.“ Als die Sieger wiederkehren, sollen die beiden Liebenden bei den Festen endlich einander in der Nähe sehen. Ungemein zart im Geiste der höfischen Kunst weiß der Dichter diese Begegnung auszumalen: „Nun kam die Minnigliche, gleichwie das Morgenrot aus trüben Wolken leuchtet. Da wußte nichts von Not, der sie so lang im Herzen getragen mit stillem Leid. Jetzt stand vor seinen Augen die hohe, wunderholde Maid.“ Schöner als je ein Weib erstrahlt sie vor dem Helden und ihrem Gefolge. „Wie vor dem Mond, dem lichten, der Sterne Chor sich neigt, wenn er in lauterem Glanze der Wolkennacht entsteigt, so neigte sich vor Kriemhilden gar manche edle Frau. All den stolzen Helden schwoll das Herz ob solcher Schau.“ Und Siegfried gesteht sich, daß nur ein Leben mit ihr ihm lebenswert sein wird: „Soll ich dich meiden, so wär' ich lieber tot. Drob trug er still im Herzen Liebeslust und Liebesnot.“ Aber auch ihn zeichnen Kraft und Schönheit aus vor allen übrigen Helden: „Er stand da, als hätt' ihn eines Meisters kunstgeübte Hand auf Pergament entworfen.“ Und endlich darf sie ihm die Hand zum Geleite bieten: „Mit süßen Liebesblicken schauen beide sich an“ — „ob tiefe Herzensminne ihr auch die weiße Hand zuweilen heimlich drückte, das ist mir unbekannt.“ So schreiten sie zum Dankgottesdienste in das Münster. „Viel zu lange dünkte Siegfried der Gefang“, und erst als sie das Gotteshaus verlassen, findet Kriemhild Worte des Lobes und Dankes, die zuvor das von Liebe überwältigte Herz zurückgedrängt hatte. Mit Entzücken schaut er ihr ins Antlitz und bekennt, nur um ihre Huld zu erwerben, sei er zu den Burgunden gekommen, habe er im Kriege gegen die Sachsen sich bemüht, alle zu überstrahlen. Doch ehe sich seines Herzens Wunsch erfüllt und er Kriemhilde gewinnen kann, muß er das Schwerste vollführen, muß er für Gunther Brunhild erringen, die stolze Königin auf dem im fernen Nordmeer einsam gelegenen Felsenstein, die sich nur dem Manne ergeben will, der sie im Lanzenkampfe, im Schleudern mit dem Wurfstein und im Springen besiegte.

Mit Brunhild tritt die Wendung zur Katastrophe in den dramatisch bewegten Gang des Liedes ein; ihre Riesengestalt, die dem Reiche des Mythos entstammt, wirft ihren gewaltigen Schatten auf alle, die in ihren Bannkreis treten. Nur Siegfried kennt das ferne Land, die Burg und ihre Herrin, aber auch sie kennt Siegfried. Brunhild wird zum düsteren Verhängnisse für alle Nibelungen. Allein durch Trug und List, indem Siegfried, durch die Tarnkappe unsichtbar, an Gunthers Stelle den Kampf mit der Starken vollführt, vermag Gunther sich Brunhild zu gewinnen; in dieser Lüge hat alles künftige Unglück seinen Ursprung. Brunhild muß Reich und Leben dem Burgundenkönig überantworten. Siegfried selbst überbringt die Kunde von dem gewonnenen Sieg nach Worms, und die Freude Kriemhilds verheißt ihm den herrlichsten Lohn. Nicht lange währt es, da naht auch Brunhild, und die beiden königlichen Frauen treten sich mit holdem Neigen und Grüßen gegenüber. Da fragt Gunther seine Schwester, ob sie seinen Eid, den er Siegfried geschworen, einlösen und des jungen Niederlandkönigs Gemahlin werden wolle: „Ob dieser Augenweide ward Siegfrieds Wange rot“ — „da rang mit süßer Wonne mädchenhafte Scham, die bald zu Siegfrieds Frommen ein glücklich Ende nahm.“ Aber als sich die Liebenden innig umfassen, da bleibt ein Antlitz düster und leidvoll. „Was ist Euch, vielliebe Herrin mein, daß Euch sich also trübet der Augen heller Schein?“ fragt Gunther Brunhilden. — Wir ahnen: in Brunhild erglüht die Eifersucht auf Kriemhilde, sie hat ältere Anrechte auf den hehren Helden Siegfried.

Hier greift die altheidnische Göttersage herein in die Heldensage. Brunhild ist kein menschliches Wesen, sondern eine Walküre, eine Schlachtenjungfrau Wotans, der sie einst zur Strafe durch einen Stich mit dem zauberhaften Schlafdorn in den Schlaf versenkt und mit einem Wall von riesigen Feuerflammen in eine „Waberlohe“ eingeschlossen hat. Da nahte Siegfried, durchbrach den Flammenwall, erweckte und erlöste die Eingeschlossene und vermählte sich mit ihr, — der Sonnengott mit der Erdenjungfrau. Nur an vereinzelten Stellen scheint dieser mythische Hintergrund in

unserem Lied noch deutlich hindurch. — Brunhild verrät nicht, was ihr Herz bewegt; ihr sei nur leid, sagt sie, daß des Königs Schwester eines Eigenholds Weib werde! Aber nichts vermag ihr den Frohsinn wiederzugeben. Immer dräuender ballen sich die Wolken über Siegfried zusammen. Noch einmal muß er für Gunther unter dem Schutz der Tarnkappe das furchtbare Weib am Abend des Hochzeitstags bezwingen. Im Übermut raubt er ihr diesmal Ring und Gürtel und erzählt in blinder Sorglosigkeit, was geschehen ist, seiner Gattin.

Das Glück strahlt ihnen, als sie nach Xanten zurückgekehrt sind, dreizehn Jahre lang. Da lassen Neid und Eifersucht und die in Haß umgeschlagene Liebe Brunhild keine Ruhe mehr. Siegfried soll sich als Vasall Gunthers am Hofe zeigen. Ahnungslos folgen die Leute von Niederland der Einladung. Als die Königinnen beieinander sitzen, rühmt im Überschwange ihres Glückes Kriemhild die unvergleichliche Heldengestalt ihres Siegfried und erhebt ihn über Gunther, die stolze, leidenschaftliche Brunhild zum Widerspruch stachelnd, die spöttisch Siegfried einen zinspflichtigen Eigenholden nennt. Und als sie zur Messe die Stufen des Domes hinaufschreiten wollen, soll es sich zeigen, wer als die erste den Vortritt hat. In blindem Zorne herrscht Brunhild die Nebenbuhlerin an: „Fürwahr, die Eigenholde soll nie vor Königs Weibe gehn!“ Da entfährt der Gefränkten das verhängnis schwere Wort von ihres Mannes „Rebse“, das den zwiefachen Sieg Siegfrieds über Brunhild verrät. „Das schuf gar großen Haß. Drob wurden lichte Augen dereinst noch allzu trüb und naß.“ Und als Kriemhild der vor Zorn und Rachsucht schier erstarrten Brunhild Ring und Gürtel zum Beweise entgegenhält, da ist Siegfrieds Schicksal besiegelt. Der Mörder ist in Hagen leicht gefunden. Ihn treibt die keine Schranken kennende Treue gegen seine tödlich beleidigte Herrin. Der Plan zum Überfall wird geschickt geschmiedet. Man sagt, es handle sich um Kampf und Streit wider die Sachsen; arglos empfiehlt Kriemhild ihren Gatten der Hut des grimmen Hagen. „Er darf es nicht entgelten, wenn ich Brunhilden weh getan.“ Sie verrät dem Arglistigen die einzige verwundbare Stelle am Leibe des Recken: „Wovon sie Heil er-

hoffte, es war zu seinem Tod geschehen.“ Der Krieg wird abgesetzt, und Gunther entbietet die Helden zu frohem Sagen im Tann. Auch „das schuf Kriemhilden die allergrößte Not und Pein“. Als dann Siegfried mit den ahnungsvollen Worten Abschied nimmt: „Gott füg' es, Liebste, daß ich dich wiederseh' gesund und mich auch deine Augen“, da weint sie ohnemaßen und fleht ihn an, zu bleiben, denn ein schwerer Traum habe sie erschreckt: „Zwei wilde Schweine jagten dich grimmig über die Heide, drin wurden die Blumen rot.“ Ihr bangendes Herz fürchtet List und Rache, doch Siegfried, der immer Frohgemute, tröstet sie: „Ich weiß hier nichts von Feinden“, doch sie antwortet: „Zwei schwere Berge fielen, so träumt' ich heut voll Not, plötzlich auf dich nieder, ich sah dich nimmermehr.“ Noch einmal hält er sie umschlungen, dann nimmt er schnellen Abschied. „Weh, nimmer lebend wieder sah sie den herzogeliebten Mann.“

Noch einmal führt uns der Dichter den Helden vor: in seiner ganzen Kraft, mit der er vier Ure, einen Elch und einen Büffel erlegt, in seiner ganzen Heiterkeit und Unbefangtheit, mit der er den gefangenen Bären arge Kurzweil im Lager anrichten läßt und sogleich bereit ist, einen Wettlauf zum Brunnen zu veranstalten, da der falschgesinnte Hagen den Wein vorenthalten hat, sowie in seiner Liebenswürdigkeit und Dienstbeflissenheit, mit der er trotz des Durstes, trotz der lockenden Labe nicht eher als der König trinkt, den er weit überholt hat. Und diese Herzensgüte und Herzensreinheit wird sein Verderben. Als er sich niederbückt, rennt Hagen ihm den Speer zwischen die Schultern, daß das Blut hoch ausspritzt. „Da sank in die Blumen Kriemhildens Mann.“ „Weh, feige Buben, weh! Dienste mit Mord zu lohnen!“ ruft er aus. Er hat allezeit Treue gehalten, und nun zahlen die Argen mit Untreue. Der schwachherzige Gunther klagt wohl noch mit Worten, während der unbeugsame Hagen seines Herzens geheimstes Fühlen nicht verhehlt und triumphiert, daß nun alles Leid vorüber sei, — „wir finden fürder keinen, der uns die Stirne beut“. — Sterbend gedenkt der Held seines armen Weibes und empfiehlt es der Huld des treulosen Bruders. „Die Blumen allenthalben waren

hoffte, es war zu seinem Tod geschehen.“ Der Krieg wird abgesetzt, und Gunther entbietet die Helden zu frohem Sagen im Tann. Auch „das schuf Kriemhilden die allergrößte Not und Pein“. Als dann Siegfried mit den ahnungsvollen Worten Abschied nimmt: „Gott füg' es, Liebste, daß ich dich wiederseh' gesund und mich auch deine Augen“, da weint sie ohnemaßen und fleht ihn an, zu bleiben, denn ein schwerer Traum habe sie erschreckt: „Zwei wilde Schweine jagten dich grimmig über die Heide, drin wurden die Blumen rot.“ Ihr bangendes Herz fürchtet List und Rache, doch Siegfried, der immer Frohgemute, tröstet sie: „Ich weiß hier nichts von Feinden“, doch sie antwortet: „Zwei schwere Berge fielen, so träumt' ich heut voll Not, plötzlich auf dich nieder, ich sah dich nimmermehr.“ Noch einmal hält er sie umschlungen, dann nimmt er schnellen Abschied. „Weh, nimmer lebend wieder sah sie den herzgeliebten Mann.“

Noch einmal führt uns der Dichter den Helden vor: in seiner ganzen Kraft, mit der er vier Ure, einen Elch und einen Büffel erlegt, in seiner ganzen Heiterkeit und Unbefangtheit, mit der er den gefangenen Bären arge Kurzweil im Lager anrichten läßt und sogleich bereit ist, einen Wettlauf zum Brunnen zu veranstalten, da der falschgesinnte Hagen den Wein vorenthalten hat, sowie in seiner Liebenswürdigkeit und Dienstbeflissenheit, mit der er trotz des Durstes, trotz der lockenden Labe nicht eher als der König trinkt, den er weit überholt hat. Und diese Herzensgüte und Herzensreinheit wird sein Verderben. Als er sich niederbückt, rennt Hagen ihm den Speer zwischen die Schultern, daß das Blut hoch ausspritzt. „Da sank in die Blumen Kriemhildens Mann.“ „Weh, feige Buben, weh! Dienste mit Mord zu lohnen!“ ruft er aus. Er hat allezeit Treue gehalten, und nun zahlen die Argen mit Untreue. Der schwachherzige Gunther klagt wohl noch mit Worten, während der unbeugsame Hagen seines Herzens geheimstes Fühlen nicht verhehlt und triumphiert, daß nun alles Leid vorüber sei, — „wir finden fürder keinen, der uns die Stirne beut“. — Sterbend gedenkt der Held seines armen Weibes und empfiehlt es der Huld des treulosen Bruders. „Die Blumen allenthalben waren

vom Blute naß, da rang er mit dem Tode, nicht lange tat er das; des Todes grimme Waffe schnitt ihn allzusehr.“ — Vor die Kriemhilde schafft Hagen den Leichnam. In klar sehender Ahnung weiß die Unglückliche sogleich, als sie hört, vor ihrer Kriemhilde liege ein toter Ritter: „Es ist Herr Siegfried, mein trauer Mann — Geraten hat es Brunhild, und Hagen hat die Tat vollbracht!“ Bitterster Jammer füllt ihr Herz, als sie das schöne, bleiche Haupt emporrichtet. Am andern Morgen, da Hagen der Leiche naht, fließt das Blut von neuem aus der Wunde. „Ihr hab't's getan“, schreit die Verzweifelte dem Frevler ins Gesicht. Und Brunhild weidet sich an ihrer Qual. Ergreifenden Abschied nimmt Kriemhild von dem Toten. Der Held wird bestattet. — Jahre gehen dahin. Kriemhild bleibt an der Stätte, wo ihr Glück erblühte und zu Grabe getragen ward. Der Schmerz hat sie verhärtet und zum rachedurstigen Weibe umgeschaffen. Um ihr die Mittel zu entziehen, ihren Gemahl zu rächen, hat ihr Hagen auch noch den Nibelungenschatz, den sie einst von Siegfried als Morgengabe empfangen hatte, geraubt und in den Rhein versenkt.

Erst nach dreizehn Jahren tiefer Trauer zeigt sich für Kriemhild eine Möglichkeit zur Verwirklichung ihrer Rachepläne. Die Zeit der Sühne beginnt; auf die Siegfriedtragödie folgt die Nibelungentragödie, — der zweite Teil des Werkes, der die Sonderüberschrift trägt: „Von der Nibelungen Not.“ Der Nibelungenname ist zugleich mit dem Nibelungenschätze von Siegfried auf die Burgundenkönige übergegangen.

Etzel, der König der Hunnen und vieler anderer Völker, der fern in Ungarn von der Schönheit Kriemhildens gehört hat, sendet einen seiner Grafen, Rüdiger von Bechlaren, nach Worms und läßt um die Hand der Königin werben. Anfangs lehnt Kriemhilde entschieden ab; sie will Hagen und ihre Brüder nicht aus den Augen verlieren und mag auch das Land nicht verlassen, wo Siegfried den Tod fand. Aber als sie überlegt, welche Macht die Vermählung mit Etzel in ihre Hand geben wird, ändert sie ihren Sinn und verspricht Rüdiger, ihm zu folgen, wenn er ihr schwören wolle,

in dem fremden Lande ihr treu zur Seite zu stehen und jede Beleidigung, die ihr widerfahre, sogleich zu rächen. Rüdiger leistet den Schwur. Damit beginnt die Rüdigertragödie, sich wie ein Nebenpiel durch die Burgundentragödie zu schlingen. Der einzige, der merkt, mit welchem Hintergedanken Kriemhilde plötzlich Etzels Werbung annimmt, ist Hagen, aber vergeblich sucht er, Gunther und seine Brüder zu bestimmen, die Schwester zurückzuhalten. Mit heißen Tränen nimmt Kriemhilde Abschied von der Heimat und allen Erinnerungen an das einstige Glück, zieht in das Hunnenland und wird Etzels Gattin. Zwölf Jahre läßt sie vergehen, dann scheint ihr die Zeit zur Vollendung ihrer Pläne gekommen. Unter dem Vorwande, man verachte sie im Hunnenlande als ein heimat- und fippelloses Weib, weil man ihre Verwandten noch nie am hunnischen Hofe gesehen, weiß sie den Gatten zu bestimmen, die Burgundenfürsten zum Sonnwendfest einzuladen zu lassen. Sieben Tage überlegt man in Worms, ob man der Aufforderung folgen solle. Hagen warnt von neuem, aber vergebens; man zieht ihn der Feigheit. Da ergibt er sich trotzig und selbstbewußt in das Schicksal, das er voraussieht. Wohlgerüstet machen die Burgunden sich auf den Weg. Aber in Träumen und in der Weissagung der Wassernigen, nur der Kaplan werden heimkehren, kündigt sich die grauenvolle Zukunft an. Hagen tritt in immer düstererem Glanze hervor, in seiner rücksichtslosen Willenskraft, mit der er den Fährmann erschlägt und den Kaplan zu fürchterlicher Probe ins Wasser wirft; eine dämonische Lust überfällt ihn, als er nach dessen Rettung das Schicksal besiegelt weiß. — Aber es mutet uns an, als ob vor schwerem Gewitter noch einmal hell die Sonne aus dunklem Gewölk hervorbricht, wenn der Dichter vor der Katastrophe noch einen Ruhepunkt gewährt und mit vollendeter Kunst und mit Herzensheiterkeit den freundlichen Empfang und die gastliche Bewirtung der Burgunden auf Rüdigers Burg in Bechelaren schildert. Da fehlt es nicht an hellen Lichtern des Humors. Des Markgrafen junge Tochter kann sich nur schwer entschließen, auch dem grimmigen Hagen den Willkommtenfuß zu bieten:

Sie sah ihm ins Gesicht,
 es schien gar schrecklich ihr. Viel lieber gab den Kuß sie nicht.
 Doch mußte sie befolgen, was der Wirt gebot.
 Die Farbe tät sie wechseln, jetzt bleich, jetzt rot.

Vor Rüdigers schöner Tochter werden selbst die ältesten Helden höflich und fröhlich: Volker von Alzey, der Fiedler, beklagt scherzend, daß er keine Krone trage und als armer Sänger nicht wagen dürfe, um eine so schöne Frau zu werben. Und der finstere Hagen wird sogar zum Stifter einer Verlobung: auf seinen Rat wird die schöne Dietlinde mit Gunthers jüngstem Bruder, Giselher, versprochen. Aber sogleich deckt der Dichter über das kurze Glück einen dunklen Schatten. Mit ein paar Worten deutet er an, daß die Liebenden einander nie wiedersehen werden. — Bis zum vierten Morgen bewirtet der edle Rüdiger seine Gäste: die Könige mit sechzig Recken, tausend Rittern und neuntausend Knappen; dann werden Geschenke gereicht, und mit fünfhundert Mann geleitet Rüdiger die Burgunden zu Etzels Hofburg. —

Erst jetzt, wo Hagen beherrschend in den Mittelpunkt der Handlung tritt, schildert der Dichter seine äußere Erscheinung mit dem grau gesprenkelten Haar, dem furchtbaren Angesicht, dem stolzen und stattlichen Gange. Hagen weiß genau, was er von Kriemhilde zu erwarten hat, und gleich bei der Ankunft werden ihm seine düsteren Vermutungen bestätigt: Kriemhilde begrüßt nur den jüngsten Bruder herzlich, und als sie vor Hagen tritt, verlangt sie sogleich die Herausgabe des Nibelungenhortes, aber Hagen läßt sich nicht schrecken; der Hort liege im Rhein lange gut, entgegnet er. Bis zum jüngsten Tage werde ihn keiner heben. Etzel dagegen, der von den Absichten seiner Gattin keine Ahnung hat, empfängt die Gäste mit ehrlicher Freude. Er merkt auch die unverhohlene Freude Kriemhildens, denkt aber arglos, sie freue sich des Wiedersehens mit ihren Verwandten.

Die Troßknechte werden in der Herberge, die Könige und Recken in einem großen Saale untergebracht. Hagen und Volker halten Wache; trotz der dräuenden Gefahr, trotz des sicheren

Todes, dem sie entgegensehen, ist ihr Mut freudig, und noch einmal läßt Volker seine Fiedel erschallen, daß es Sorgen lindernd den Helden in ihre Träume hineinklingt, kraftvoll, sanft und süße; aber es ist kein Schwanengesang, kein Abschied vom Leben. Der wackere Geiger sieht im Dunkel Helme blißen, Gestalten heranschleichen. Es wird Morgen. Hagen mahnt, man solle zur Messe gehen, aber statt der Rosen scharfe Waffen, statt der Kränze gute Helme, statt der Seidenhemden lichte Brünnen, statt der langen Mäntel feste Schilde tragen. Nach dem Kirchgange, bei einem Turnier, macht Volker aus dem Spiele Ernst und rennt einem Hunnen den Speer durch den Leib. Doch gelingt es Ezel, den auflohernden Kampf noch im Keime zu ersticken. Gerüstet setzen sich die Burgunden zum Festmahl des Königs. Vergebens wirbt Kriemhild bei dem Gotenkönig Dietrich und seinem Waffenmeister Hildebrand um Hilfe. „Wer die Nibelungen schlägt, der tut es ohne mich“, ist die Antwort, „denn sie kamen auf Treu und Glauben in dies Land.“ Aber ihrem Schwager Blödelin gewinnt sie endlich das Versprechen ab, die Dienstmannen, deren Hut Hagens Bruder, Dankwart, übernommen hat, zu überfallen. Währendes geht sie in den Saal zurück und läßt auch ihr fünfjähriges Söhnchen dorthin führen. Ezel empfiehlt es der Liebe der Burgunden. Doch dem grimmen Hagen gibt überschäumender Haß das schreckliche Wort ein: „Der junge König sieht nach gar kurzem Leben aus.“ Tief gekränkt schweigt Ezel; auch die andern hält stumme Bestürzung gefangen. Inzwischen bricht des Unheils erster Wetterschlag nieder. Blödelin hat mit seinen Hunnen das ahnungslose Heergefinde der Burgunden überfallen; er selbst dringt auf Dankwart, den Marschall der Mannen, ein, um an dem Bruder Hagens Siegfrieds Tod zu rächen; zwar legt ihm Dankwart mit schnellem Schwertschlage das Haupt vor die Füße, doch in dem Gemekel, bei dem die überraschten Knechte nur mit Bankbeinen sich wehren können, finden alle ihren Tod. Dankwart eilt blutüberströmt, „wie ein Eberschwein vor den Hunden zu Walde geht“, zum Festsaale des Königs. Dröhnend dringt seine Stimme ans Ohr der Schmausenden: „Ihr sitzt, Bruder Hagen, hier allzu-

lang in Ruh. Euch und Gott im Himmel klag ich unsere Not; Ritter und Knechte liegen in der Herberge alle tot.“ Hagen springt auf, heißt Dankwart die Thür bewachen, und mit dem Rufe: „Wohl- auf denn zum Gedächtnistrunk mit echtem Königswein!“ schlägt er dem Königssohn das Haupt ab, so daß es in der Mutter Schoß hinrollt. Und nun beginnt ein grimmes Morden. Wie laut erklingt da Volkers „Fiedelbogen“! „Ein ungestümes Geigen hob der Fiedler an.“ Auch die drei Burgundenkönige schwingen wacker die Schwerter, so daß der Saal sich mit Leichen anfüllt. Volker eilt Dankwart zu Hilfe, um die von außen Herandrängenden abzuwehren. In ihrer Not wendet Kriemhild sich wieder an Dietrich von Bern, und dieser erhebt, um seiner Ritterpflicht gegen seinen Schutzherrn und Gastfreund zu genügen, auf den Tisch sich schwingend, seinen gewaltigen Ruf, der wie der Hall eines Büffelhornes dröhnt und den weiten Saal erbeben läßt. Er fordert für sich und sein Gefolge freien Abzug, weil doch er und seine Helden nichts mit dem Treubruch der Hunnen gemein hätten und den Burgunden wie Etzel gleich befreundet wären. Als ihm der Abzug gewährt wird, verläßt er mit dem König und der Königin und seinen fünfhundert Anmelungen und mit Rüdiger und den Seinen den Saal. Das Gemetzel beginnt von neuem, bis alle im Saale befindlichen Hunnen erschlagen sind; die Toten werden die Stiege hinab in den Hof geworfen. — Hagen und Volker stehen draußen und höhnen Etzel und Kriemhild, so daß diese demjenigen einen Schild mit Gold zu füllen verspricht, der ihr Hagens Haupt bringe. Wohl wagen den Kampf Iring von Dänenland und Irnfried von Thüringen, aber sie fallen mit ihren Mannen unter den wuchtigen Streichen des riesigen Hagen und des gewaltigen Volker und ihrer Genossen. Auf das wilde Gemetzel folgt eine Totenstille; nur das Blut der Erschlagenen hört man durch die Abzugsrinnen aus dem Saal in den Hof hinabrieseln. Etzel und Kriemhild und all die Frauen jammern laut durch die Nacht; die erschöpften Burgunden legen Schild und Schwert aus den Händen, binden den Helm sich los und setzen sich, um auszuruhen, auf die Leiber der Gefallenen; nur Hagen

und Volker legen die Waffen nicht ab, sondern harren aus auf der Wacht. Aber die Burgundenkönige möchten lieber auf freiem Felde streiten und sterben und bitten deshalb Etzel und seine Gemahlin, den Saal verlassen zu dürfen. Da verlangt die Königin, daß man ihr Hagen ausliefere, dann sollten die anderen frei sein. Mit Entrüstung weisen die Helden das zurück. Von der Treue wollen sie nicht lassen, und koste es auch das Leben.

Da läßt die Furchtbare Feuer an den Saal legen. Die roten Flammen züngeln am Gebälk empor, der Rauch und die Hitze schaffen Dual. „Es ist ein übles Festgelag, wozu die Königin uns lud“, höhnt Hagen und rät, den Durst mit dem Blute der Erschlagenen zu löschen. An die Steinwände gelehnt, wehren sich die letzten Burgunden mit den Schilden gegen die herabstürzenden Balken. Inmitten rauchender Trümmer findet der fahle Frühling des jungen, des letzten Morgens die Kämpfer.

Von neuem wiederholt sich das grause Kampffpiel. Hunderte von andrängenden Hunnen werden die Stiege hinabgeworfen. Endlich wendet sich Kriemhild an Rüdiger von Bechlaren und mahnt ihn an seine Eide, die er geschworen habe, Ehre und Leben für sie und ihren Herrn zu wagen. „Das will ich nimmer leugnen,“ entgegnet Rüdiger, aber „die Seele zu verlieren, das schwur ich nimmermehr, Eure hehren Brüder, die führt' ich selbst zu Hofe her.“ Doch die Königin läßt nicht nach, in ihn zu dringen, er müsse seine Treue und seinen Eid halten; sie wirft mit Etzel sich dem Lehnsmanne zu Füßen und fleht ihn an als ihren einzigen Trost und ihre einzige Hoffnung. Rüdiger steht verzweifelt da; gewaltig ringt in der Brust des wackeren Helden der Zwiespalt: soll er seinen Herrn verlassen und seine Mannestreue brechen oder die Freunde verraten, mit denen Treu und Glauben ihn verbinden? Er möchte lieber sterben, lieber ins Elend gehen als eine der beiden teuren Pflichten verletzen. Aber Kriemhilde läßt nicht nach, und die Entscheidung drängt; so opfert er seines Leibes Leben, opfert seine Seele dem Eide, den er seinem Herrn geschworen hat; sein Herz ist schon tot, ehe es der Schwertstoß trifft. Zum letzten Helden-

kampfe wappnet er sich und zieht mit seinen Mannen gegen die Burgunden. Wohl mahnen ihn diese noch einmal an die Treue, die er ihnen gelobte, aber sie verstehen auch, daß der edle Markgraf nicht anders sich entscheiden konnte, und so müssen auch sie von der Freundestreue lassen, muß Giselher sein junges Liebesglück zerschlagen sehen. Doch selbst in diese Nacht der Trübsal bricht noch ein freundlicher Strahl. Hagen klagt dem edlen Rüdiger, sein Schild sei zerhauen, und dieser reicht ihm den eigenen — „da ward gar manches Auge von heißen Tränen rot“; mit Worten warmen Dankes lohnt ihm Hagen. Aber dann stürmt der Bechlarenfürst unwiderstehlich vor; viele Burgunden fallen unter seinen Streichen, bis Gernot seinen Mannen zu Hilfe eilt; da erschlägt Rüdiger ihn und wird im gleichen Augenblick selbst tödlich getroffen von dem Schwerte, das er Gernot einst geschenkt hat. Nebeneinander sinken sie dahin. Mit Rüdigers Tod ist auch das Schicksal seiner Mannen besiegelt: „Der Tod ging um und suchte sein Gefind sich aus, der Degen von Bechlaren kam keiner lebend aus dem Haus.“

Die kampfesmäuden Helden fühlen sich die heißgewordenen Panzer; „des Sturmes Wut schweigt.“ Als Dietrich und seine Goten von dem Geschehenen hören, wollen sie es nicht glauben, und Hildebrand muß gehen, um zu sehen, wie der Kampf steht und ob Rüdiger wirklich tot ist. Wolfhart begleitet den Oheim. Als sich alles bestätigt, da rinnt manche Träne den Mannen Dietrichs in den Bart. Hildebrand bittet um Rüdigers Leiche, und die Burgunden sind schon bereit, ihm zu willfahren, da entfährt dem jungen Wolfhart ein Wort der Mahnung zur Eile; die Antwort ist Spott und Hohn. „Wie ein wilder Löwe“ stürzt da der Gote mit seinen Freunden vor, Hildebrand stürmt nach, und das Morden hebt von neuem an. Volker sinkt unter Hildebrands, Dankwart unter Helfrichs Schwert, Giselher und Wolfhart töten sich gegenseitig. Um Volker zu rächen, wirft sich Hagen mit aller Macht auf den alten Waffenmeister: nur mit Mühe rettet sich dieser schwer verwundet; Gunther und Hagen stehen allein noch aufrecht unter all den Leichen. Blutüberonnen kündet Hildebrand das Graufige

seinem Herrn. Als Dietrich das hört, geht er allein dem letzten Streit entgegen; er mahnt die beiden Burgundenrecken, sich ihm als Geiseln zu ergeben. Doch todeskühn und stolz weist Hagen ihn zurück. Dietrich kämpft mit ihm und schlägt ihm eine tiefe Wunde; dann ergreift und bindet er den furchtbaren Mann und führt ihn zu Kriemhild. Ein Gleiches gelingt ihm bei Gunther; er bittet die Königin, das Leben beider zu schonen. Diese triumphiert: „Heut endlich kann ich rächen meines teuren Mannes Leib!“ Zu dem Verließ, in dem Hagen geborgen ist, schreitet sie und fordert den Nibelungenhort zurück, dann wolle sie ihn selbst verschonen. Aber Hagen verliert auch in Todesfesseln seinen Mut nicht: solange sein Herr lebe, verrate er nicht, wo der Hort ruhe. Da läßt die Grausame ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trägt es an den Haaren zu Hagen. Zornentbrannt ruft dieser:

„Du hast's nach deinem Willen zu Ende nun gebracht,
und alles ist gekommen, wie ich daheim es mir gedacht.

So ist nun von Burgundenland der edle König tot,
Giselher und Volker, Dankwart, Gerenot.

Den Hort weiß nun keiner als Gott und ich allein:
Der soll dir, böse Teufelin, immerdar verhohlen sein.“

Da schreit sie: „So ist mir eins geblieben, Siegfrieds gutes Schwert —“ und zieht es aus der Scheide und schlägt Hagen das Haupt ab. Voll Zorn darüber, daß ein so edler Held durch Frauenhand sterben mußte und man seines Herren Bitte so wenig geachtet, springt der alte Waffenmeister Hildebrand herzu, und mit gräßlichem Schrei sinkt Kriemhild unter seinem Schwertschlage zu Boden.

Da war der Helden Herrlichkeit hingelegt im Tod.

Die Leute hatten alle Jammer und Not.

Mit Leid war beendet des Königs Lustbarkeit,
wie immer Leid die Freude am letzten Ende verleiht.

So klingt mit grellem Akkord das Lied aus, das Erdenlos beklagend, das Freude und Leid so eng miteinander verbindet.

Schlicht in Reim und Vers und Stil, schmucklos in Bildern und Vergleichen und Beinwörtern, wirkt das Lied gerade durch diese großartige Einfachheit, welche die Herbhheit und Erhabenheit des Stoffes noch steigert. Mögen wir auch manche Wandlungen, die

der Stoff im Laufe der Zeiten erfahren hat, an Unklarheiten und Widersprüchen erkennen, mag einzelnes den Ton des Ganzen weniger scharf und treu festhalten: die Einheitlichkeit der großartigen Dichtung kann nicht in Frage gestellt werden; sie verrät sich auch in formelhaften Wendungen und Wiederholungen, in der Knappheit der Seelengemälde und in der Charakteristik. Streng und zwingend schließt sich Vorgang an Vorgang; von Stufe zu Stufe unaufhaltsam drängt die Handlung aufwärts; das Verhängnis bereitet sich vor, leichte Wölkchen kündeten es an. Bald aber ballen sich die unheilswangeren Wetterwolken immer dichter zusammen, und der Blitz trifft Siegfried, der im Mittelpunkt des ersten Theils des Liedes steht, der das Herz eines arglosen, vertrauensseligen Kindes mit Heldenkraft paart, der zarteste Liebe, aufopferndste Freundschaft und eine bezaubernde Reinheit des Wesens in seiner starken Brust trägt, der fröhlich und heiter, mild und gesellig, ein Opfer gerade derjenigen wird, die von seiner Herzensgüte den reichsten Theil genossen haben.

Am größten aber offenbart sich die Tragik des ganzen Liedes an Kriemhilde. In den ersten Gesängen sehen wir sie, noch als ein Kind, das von Liebe und Mann nichts wissen will — dann als die Gattin Siegfrieds, voll überschwenglicher, tiefer Liebe und Bewunderung für den Gatten und voll Fürsorge für sein Glück. Nach Siegfrieds Tod aber umdunkeln finstere Gedanken und Rachepläne ihr Gemüt immer mehr, und als das Unheilwetter über die Burgunden hereinbricht, sendet sie wie eine Göttin des Todes immer neue Heere und Helden in Kampf und Untergang. Und alles nur, um den einen zu vernichten, der ihr Glück gemordet hat. In der Größe dieses Vernichtungskampfes, in der Größe ihres Hasses wachsen Kriemhilde und Hagen über das Menschliche hinaus. Erinnerungen alter Mythen umleuchten sie und heben ihre Gestalten immer höher aus ihrer Umgebung heraus. Wir betrachten sie halb mit Grauen, halb mit Bewunderung. Um ihrer früheren Lieblichkeit und um ihres tiefen Schmerzes willen stehen wir selbst, wo sie zur Furie geworden ist, Kriemhilden mitfühlend zur Seite, wenn auch mit wachsendem Entsetzen. Auch Hagen ist ins Zwielficht

gerückt. Herrliches und Abstoßendes vereinigt sich in dieser Hünen-
gestalt. Wir sehen aber in ihm nicht nur den eifersüchtigen und
neidischen Gegner Siegfrieds, sondern staunen auch über seine schroffe
und trotzige Rücksichtslosigkeit, seine unbezwingliche, wilde Lebens-
freude und die ins Dämonische gesteigerte Gier nach Blut und
Kampf und bewundern nicht weniger die selbstverleugnende Treue,
mit der er seinen Fürsten und Freunden bis in den Tod folgt.
Denn auch das Nibelungenlied ist wie so manches deutsche Helden-
gedicht ein Lied von der Treue; aber diese Treue reißt die Menschen
in Tod und Verderben. Der finstere, schuldvolle Hagen und der
freundliche, schuldlose Rüdiger, die Burgunden, die Hagen nicht aus-
liefern wollen, und Kriemhilde, die Siegfried nicht vergessen kann,
sie alle erliegen, weil sie die Treue halten bis in die letzten Folge-
rungen. Und doch ist diese Treue keine starre, von außen blind
wirkende Macht, sondern bei allen eine innere und heilige Not-
wendigkeit, der sie folgen müssen. In diesem Gedicht waltet der
spröde Geist der Vorzeit. Aus ferner, grauer Vergangenheit ragen
diese übermenschlichen Leidenschaften in das Werk herein. Die Härte
der alten Sage, wie sie uns in dem nordischen Liede von Sigurd
und Gudrun vorliegt, ist freilich etwas gemildert und mehr menschlich
geworden, aber doch nur auf der Oberfläche. Christentum, Ritter-
tum und die Sitten der Zeit, in der die alten Sagen zusammen-
geschmiedet wurden, haben nur wenig und nur äußerlich umzu-
gestalten vermocht. Der heidnische Diesseitsglaube ist geblieben, und
die Macht des dunklen, allgewaltigen Schicksals ist durch keine
christliche Gottesanschauung geschwächt; was wir von Messe und
Münster hören, ist nur Zutat, ist ein Klang aus einer andern
Welt, die der ursprünglichen Welt des Epos fremd ist.

Jahrhunderte deutscher Entwicklungsgeschichte spiegelt die Dich-
tung wider; altgermanische Erzählungsweise und Lebensanschauung
verbinden sich mit der höfisch-ritterlichen. Das Lied weist mit
doppeltem Antlitz vorwärts und rückwärts. Der alte heimische Stoff
ergab auch ein Festhalten an der hergebrachten Form. Während
die nach französischen Mustern gebildeten Ritterspen in Monologen,

Reflexionen und künstlichen Redefiguren prunken, zeigen die Volksepen Kargheit und Einfachheit und halten sich im Typischen, wohl aber erstreben sie Schärfe und Besonderheit in der Charakterzeichnung. Das Nibelungenlied ist in seinem Aufbau auf einen Charakter gestellt; alles Geschehen wird aus dem Wesen der einen Persönlichkeit, Kriemhildens, abgeleitet und begründet. Auch das ist wieder ein Beweis dafür, daß das Nibelungenlied, wie es uns jetzt vorliegt, von der Hand eines Künstlers und zwar eines großen Künstlers gestaltet ist, der es verstanden hat, die alten Lieder mit neuem Geiste zu erfüllen und zu einem einheitlichen Gebilde zu fügen, mag sich auch Mythisches mit Lebensformen der Wende des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts berühren. Er schuf in epischer Form eine Tragödie, deren Gipfelpunkte: Siegfried — die Burgunden (Kriemhild und Hagen) — und Rüdiger bezeichnen. Er verstand es, als die treibende Kraft die Treue festzuhalten, die sich mit Heldenehre und todesmutiger Tapferkeit verbindet. Er verstand es, das Besondere in das Reich des Allgemein-Menschlichen emporzuheben.

Menschengröße und Menschenohnmacht verketten sich im Leben; jenseits der Höhe winkt der Abgrund, was strahlend geleuchtet, sinkt mit blutiger Pracht in ewige, düstere Nacht: wer will das Rätsel vom Werden und Vergehen, vom Wandel alles Irdischen lösen? Wir stehen erschüttert da, wenn „die Lust mit Leide endet“, im Leben, wie in seinem Spiegelbilde, der Dichtung.

Und wenn der Dichter der „Klage“, jenes Gedichtes, das mit mehr als zweitausend Versen eine spätere Hand an das Lied von der Nibelungen Not anfügte, auch wenig Hervorragendes oder Neues bietet, einen Vorgang weiß er doch wahrhaft erschütternd zu zeichnen: wie Ezels Boten das Geschehene in Bechlaren verkünden. Auf der Zinne stehen die edlen Frauen schweigend in bangem Erwarten, da naht ein Zug von Knappen, aber nicht froher Schall verkündet sein Nahen: in dumpfem Schweigen wird das Roß Rüdigers geführt, das immer wieder den Kopf zurückwendet, als harre es seines Herrn. Angstvoll forschen die Frauen; ein Spielmann ent-



Eine Probe aus dem Nibelungenliede
Aus der Handschrift D in der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München

Umschrift der Probe aus dem Nibelungenliede (Handschrift D)

Daz was in einen ziten, do vrouwe helche starp,
und daz der chunich etzel um ein ander vrouwen warp.
do rieten im sine vreunde in der purgunden lant
tzu einer stoltzen witwen die was vrou chrimhilt genant.
Sint daz erstorben were der schonen helchen lip
sie sprachen welt ihr immer gewinnen edel wip,
die hochsten und die besten, die kunic ye gewan,
so nemet ir Crimhilden, der küne Syfrit was ihr man.
Do sprach der chunich riche: wie mochte daz ergan
sint ich bin ein heiden und der touffe nicht en[han].

Übertragung von Will Vesper

Es war in diesen Zeiten, daß Helche, die Königin, starb
und daß der König Ezel um andre Fraue warb.
Zu einer stolzen Witwe in der Burgunden Land
rieten ihm seine Freunde. Frau Krimhild war sie genannt.
Sie sprachen: „Da verdrorben der schönen Helche Leib
und ihr wollt wieder werben, gewinnen edel Weib,
die höchste und die beste, die König je gewann,
so nehmt ihr Frau Krimhilde. Der kühne Siegfried war ihr Mann.“
Da sprach der König: „Wie mochte das kommen in euern Sinn,
da ich die Taufe nicht habe und ein Heide bin?“

bietet, der Frage ausweichend, König Dietrichs Gruß, endlich auch verheißt er Rüdigers und Giselhers Heimkehr. Doch die Knechte halten nicht länger an sich, einem von ihnen bricht Blut aus dem Munde und ein lauter Schrei. Da wußte man, was geschehen. — —

Durch die Wucht des Tatsächlichen ohne viel Worte zu wirken: darin liegt das Geheimnis der großen Kunst der altdeutschen Volkspoesie, im Gegensatz zu der oft in Seelenmalerei zerfließenden und an schmückendem Beiwerk überreichen höfischen Dichtung. Das zeigt uns außer dem Nibelungenliede in seinen alten Bestandteilen auch die Schwesterdichtung, das Gudrunlied.

Dieses Gedicht ist uns nur in einer einzigen Handschrift erhalten, dem sogenannten Ambraser Heldenbuche, das auf Veranlassung des Kaisers Maximilian I. zusammengestellt wurde, der nicht nur für mittelalterliches Rittertum, sondern auch für mittelalterliche Kunst und Dichtung ein großes Interesse hatte. Obgleich uns das Gedicht also nur in einer späten Abschrift vorliegt, vermögen wir aus dem Sprachcharakter doch deutlich zu erkennen, daß es etwa um 1200, das ist wenig später als das Nibelungenlied, in Österreich verfaßt wurde. Auch hier gilt dasselbe wie bei dem Nibelungenliede: ein einzelner Dichter hat das Lied, zwar nicht erfunden, aber alle Stücke des Gudrunsfagenkreises zu einem, doch den Stempel seiner Persönlichkeit tragenden Ganzen verschmolzen. Ganz unverfälscht ist leider sein Werk nicht geblieben; vielfach verdecken weitschweifige Schilderungen und Ausschmückungen, die einer späteren Überarbeitung zuzuschreiben sind, den ursprünglichen, knappen und kräftigen Kern.

Wie die Nibelungensage stammt auch die Gudrunsfage nicht aus Süddeutschland, wo beide nur ihre endgültige Form erhielten, sondern höchst wahrscheinlich ist sie auf friesischem Boden gewachsen. Auch hat die Sage nicht von Anfang an so gelautet, wie sie uns jetzt bekannt ist. Eine alte Fassung des in der Gudrun zweimal wiederkehrenden Motives des Brautraubes ist uns in der sogenannten jüngeren, in Prosa geschriebenen „Edda“ (Poetik?) des Isländers Snorri Sturluson überliefert: „Ein König Hogni (Hagen) hatte eine